

# Beethoven und die magische Truhe von Rentweinsdorf

Rüdiger T. Grimm



Rüdiger T. Grimm  
Beethoven und die magische Truhe von Rentweinsdorf

Darmstadt, 29. September 2024



**Rübe Verlag**

- Rüdiger T. Grimm
- Niederstr. 21  
64285 Darmstadt

# Beethoven und die magische Truhe von Rentweinsdorf

Rüdiger T. Grimm

## Nach Rentweinsdorf

„Oh, alte Manuskripte, Notenblätter, Dokumente und so weiter haben wir genügend, es ist nichts wirklich Wertvolles dabei. Aber einen kleinen Schatz habe ich doch für dich, du wirst sehen.“

Che und ich waren auf der Autobahn von Heidelberg Richtung Bamberg auf dem Weg zu seinem alten Zuhause in Rentweinsdorf. Es war ein bitterkalter Dezembertag. Che und seine Familie hatten mich eingeladen, ihn zu Beginn seines Weihnachtsbesuches für zwei oder drei Tage zu begleiten. Es ist nicht irgendein Zuhause. Es ist ein Schloss.



Darf ich euch Che vorstellen? Che steht für die Anfangsbuchstaben seines etwas umständlichen richtigen Namens Christian Ernst. Che ist ein bunter Vogel in unserem Freundeskreis: Adelspross mit exzellenten Manieren und, anders als sein „Namensvetter“ Guevara, begnadeter Hedonist. Darüber hinaus ist er ein strahlend schöner Mann und hält zum Bedauern einiger unserer Freundinnen unfehlbar treu zu seiner – übrigens bürgerlichen – Frau und ihren vier gemeinsamen Kindern.

Che hatte bei seiner Geburt einen silbernen Löffel im Mund: Als jüngster Sohn eines Freiherrn von Rotenhan aus dem unterfränkischen Rentweinsdorf erfuhr er eine umfangreiche, allerdings auch sehr strenge Erziehung fern aller Verwöhnung. Mit vollem Namen heißt er also Christian Ernst Freiherr von Rotenhan, mit Titel, aber ohne freiherrliches Vermögen. Sein Brot erwirbt er sich mit seinem vorzüglich geführten Architekturbüro, das schnörkellosen Bauhausstil anbietet.

Seine Liebe zur Musik teilt er mit mir. Während ich mich aber als Musikhistoriker auf das Studium von Manuskripten beschränken muss, spielt er mit Hingabe Saxofon und Querflöte: Mit hinreißenden Einlagen, Klassik oder Jazz, kann er Menschen verzaubern.

Etwas schräg ist seine regelmäßig vorgetragene und immer mit Spott quitierte Feststellung, dass er ein Zeitreisender eines vergangenen Jahrhunderts sei. Was aber doch irgendwie zu seiner adeligen Herkunft passt.

„Erzähl mir von Eurem Schloss,“ bat ich ihn. Er blickte über das Steuerrad hinweg auf die mäßig volle Autobahn vor ihm und sinnierte ein wenig vor sich hin.

„Was möchtest du hören? Du wirst es ja gleich sehen.“

„Ist es ein richtiges Schloss oder nur ein kleines Herrenhaus? Wann wurde es gebaut? Wer wohnt darin?“

„Ok, eine kleine Einführung. Anfang des Prospekttextes:

„Die Freiherrschaft Rentweinsdorf verfügt über einige Dörfer und Güter, über viel Wald und ein dreiflügeliges Schloss, das mit der gegenüberliegenden evangelischen Dorfkirche eine geschlossene Rokokoanlage und den Mittelpunkt des Marktes Rentweinsdorf bildet.“

Ende des Prospekttextes. Wer darin wohnt? Immer der amtierende Schlossherr, der den Waldbetrieb bewirtschaftet. Zurzeit mein ältester Bruder Sigmund die Spitzmaus.“

„Spitzmaus? Hat er so eine spitze Nase?“

„Nein, im Gegenteil. Er ist eine eindrucksvolle Gestalt. Richtig herrschaftlich. Die Leute nennen ihn so, weil er blitzschnell denkt und entscheidet. Er hat eine nette Frau und mit ihr fünf Kinder. Dann wohnt dort noch meine verwitwete Großtante, eine ganz lustige und lebendige Gräfin Adelheid. Was wolltest Du noch wissen?“

„Was seid ihr für eine Familie? Raubritter oder Hofleute?“

„Die Rotenhans sind fränkischer Uradel. Unser Rentweinsdorf war und blieb immer reichsunmittelbar. Wir waren seit jeher Waldbauern, Unternehmer, Soldaten. Obwohl heute auf dem Boden des Freistaats Bayern, sind wir seit der Reformation evangelisch und fühlten stets mehr für Preußen als für Bayern oder Österreich. In der napoleonischen Zeit sympathisierten wir mit den Verfassungsidealen der Französischen Republik, die Schlossherren damals träumten gar von einer ‚Revolution der Guten von oben‘. Übrigens war der Bruder des damaligen Schlossherrn mein Namensgeber.“

„Christian Ernst?“

Che schaute mich kurz an und lachte. „Ganz genau. Er war ein Zeitgenosse Napoleons und damit übrigens auch Beethovens. Mit ihm hängt meine Überraschung für dich zusammen. Als nachgeborener Sohn war er frei von Hofpflichten und lebte nur für Kunst und Musik. Er hat übrigens Querflöte gespielt, wie ich. Wahrscheinlich besser als ich. Es heißt von ihm, er habe sich Zeit seines Lebens nicht entscheiden können zu heiraten...“

„Mit anderen Worten er war schwul, oder?“

Che stimmte zu: „Das sehe ich auch so. Seine Kunstsinn und seine Liebe zur Musik passen irgendwie dazu. Er war sehr weltgewandt. Du wirst es nicht glauben, aber auf seiner Kavaliersreise nach Weimar hat er Johann Nepomuk Hummel kennengelernt. Sie waren Duzfreunde. Beeindruckt?“

Und wie! Johann Nepomuk Hummel war mir als historische Figur natürlich vertraut. Lieblingsschüler Mozarts, hatte sogar einige Kindheitsmonate im Hause Mozart gelebt. Als Berufsmusiker überaus erfolgreich: Komponist, Konzert- und Kapellmeister als Nachfolger Haydns im Esterhazy-Orchester und später der Hofkapelle in Weimar. Seine Frau, die Opernsängerin Elisabeth Röckel, ist womöglich die Adressatin des Beethoven Rondos „Für Elise“. Und plötzlich traten diese fernen Gestalten in eine Familiengeschichte ein!

„Hat Hummel das Schloss besucht?“

Che antwortete: „Höchstwahrscheinlich. Dafür gibt es aber keinen Beleg. Aber es gibt etwas anderes, das viel wertvoller ist. Das ist meine Überraschung für dich. Was hast du noch gefragt?“

„Genug fürs erste. Es sei denn, du magst mit deiner Überraschung rausrücken.“

Wir verfielen ins Schweigen und hingen unseren eigenen Gedanken nach. Es war auch nicht mehr weit. Wir kamen am frühen Nachmittag des 21. Dezember an. Schloss, Park, Kirche und Markt lagen still und feierlich unter einer frischen Schneedecke begraben.

## Im Schloss

Ich erhielt eine bequeme Schlafkammer zugewiesen und man ließ mir viel Zeit zur Einrichtung. Das Abendessen wurde in großer Familienrunde eingenommen, zu der neben dem Schlossherrn Sigmund der Spitzmaus seine Frau, alle fünf Kinder, die gräfliche Großtante, sowie Che und ich gehörten. Che begrüßte seine Großtante formvollendet mit einem Handkuss. Sollte ich sie nun auch mit einem Handkuss begrüßen? Sie half mir aus meiner Verlegenheit und reichte mir beide Hände auf eine freundlich-forsche Weise. Dabei fragte sie mich sogleich nach meinem Woher und meinen Vorlieben.

Die Tante erfuhr nun, dass ich Musikwissenschaftler bin und ein eifriger Sammler autografischer Notenblätter. Ob es denn im Hause solche Notenblätter vergangener Generationen gebe?

Tante Adelheid erklärte: „Musik gehört zur Tradition unseres Hauses, aber mehr aus Anstand als aus Neigung. Die Schlossherren sind – und waren immer – Ökonomen, manche Soldaten. Kunst und Musik förderten sie aus Standespflicht. Die Damen des Hauses trieben hin und wieder Musik und gelegentlich auch ein nachgeborenes Kind. Wie unser Christian Ernst.“

Sie lächelte Che an, der sich leicht verbeugte.

Sie fuhr fort: „Was alte Notenblätter angeht...“

Che hob beide Hände und rief über den Tisch hinweg: „Nicht weiter, Tante Adelheid! Das ist meine Überraschung. Die magische Truhe, ihr wisst schon, oder vielmehr: was sie enthält.“

„Ah, ah,“ rief die Runde, „unsere magische Truhe.“ „Magisch“ nämlich sei die Truhe, weil sie Vergangenes enthalte und somit in die Vergangenheit entführe. Der fränkische Silvaner wurde großzügig ausgeschenkt, die Stimmung hob sich entsprechend und fantastische Bilder aus der Vergangenheit des Schlosses stiegen auf. Die Tante orderte den Nachtisch aus der Küche – Che übernahm die Rolle des Tischdieners und servierte ein köstliches *Mousse au Chocolat*, zu dem die Großtante bemerkte: „*Pour les enfant, s'il en reste!*“ – und natürlich waren die Kinder längst von der Anwesenheitspflicht am Tisch befreit worden. Sie durften aber kommen und erhielten ihren Anteil.

Es war schon spät, als Sigmund die Spitzmaus die Tafel aufhob und sich mit seiner Frau für die Nacht verabschiedete. Die alte Gräfin zog sich ebenfalls zurück und Che und ich blieben allein im Speiseraum. Wir plauderten noch bis nach

Mitternacht, und da ich neugierig war, fragte ich schließlich nach der magischen Truhe.

„Bist du denn noch wach genug dafür oder wollen wir es nicht lieber morgen mit frischen Kräften anpacken?“ fragte Che zurück. Er zwinkerte mir zu: „Es ginge über einen nächtlichen Ausflug!“

Ich war ein wenig – oder ein wenig mehr – bezechet und zu aufgekratzt zum Schlafen: „Also jetzt gleich!“

Da im Hause Nachtruhe herrschte, schlichen wir aus dem Speiseraum und tappten mithilfe meiner Handylampe über den dunklen Flur zur Treppe und hinauf ins herrschaftliche Obergeschoss. Hier war alles winterlich durchfrostet, aber meine Neugier war größer als die Kälte. Das Obergeschoss mit seinen hohen Decken und großen Sälen war durch den Wintermond in mattes Licht getaucht, so dass wir uns leicht orientieren konnten, Che hätte den Weg auch im Dunkeln gefunden. Wir zogen durch zahlreiche Säle bis zum äußersten Ende des linken Schlossflügels. Dort fand sich eine kaum wahrnehmbare Tapetentür, die Che vorsichtig öffnete. „Das geheime Kabinett,“ flüsterte er verschwörerisch.

Im Gegensatz zu den Herrschaftsräumen, die blitzblank gepflegt waren, schien das geheime Kabinett lange nicht mehr betreten worden zu sein, denn hier lag Staub, der sogleich aufwirbelte, als wir eintraten. Che aktivierte eine elektrische Heizspirale über der Tür, die die Kälte wenigstens ein wenig abmilderte.

## Die magische Truhe

Der Tür gegenüber stand ein Sofa, über diesem hing eine Wandlampe, die, nachdem Che sie angeknipst hatte, ein warmes Licht auf den Raum warf. Vor dem Sofa stand eine Truhe aus dunklem Holz. Die magische Truhe! Che beorderte mich aufs Sofa, beugte sich selbst über die Truhe und hob ihren Deckel auf. Wieder wirbelte Staub auf, der mir die Tränen in die Augen trieb. Che griff in die Truhe und zog ein



zuoberst platziertes Papierbündel hervor, das von einer blauen Schleife zusammengehalten war. Von der seltsam abgestandenen, parfümierten Note des Staubs musste ich heftig husten und niesen. Che löste die Schleife und reichte mir das Papierbündel: „Voilà!“

Ich wartete, bis sich meine Augen etwas beruhigt hatten und warf dann einen Blick auf die oberste Seite. Es war kein Notenblatt, sondern ein in lateinischen Buchstaben verfasster Text, dessen erste Zeile lautete: „Wien, d. 22. Decemb. 1808 – Liebe Eltern, lieber Sigmund, ...“

Ein Brief also. Ich wendete das Bündel um und tatsächlich, am Schluss stand: „Mit der verbindlichsten Empfehlung an die ganze Familie und mit herzlichen Grüßen aus dem kathol'schen und franzosenfeindlichen Kaiserreich, Euer Christian Ernst Frh. v. R.“

Ein Brief jenes alten Urur...onkels Christian Ernst von Rotenhan aus Wien von vor über zweihundert Jahren! Ich lächelte überrascht und reichte das Papierbündel Che zurück.

„Ist das von Deinem namensgebenden Uronkel oder bist du es gar selbst?“

„Wer weiß, wer weiß“ lächelte Che, „willst du wissen, wovon der Brief handelt? 1808? Fällt dir etwas dazu ein?“

Als Musikhistoriker gab es für mich für das Jahr 1808 in Wien nur ein herausragendes Ereignis, und ich stotterte vor Aufregung: „... doch doch nicht etwa, was was ich denke? ... die Uraufführung?“

Che strahlte und griff erneut in die Truhe. Er holte einen gläsernen Bilderrahmen heraus und reichte mir diesen. Ich griff danach, aber meine Augen waren überanstrengt. Ich konnte kaum erkennen, was er enthielt. Es war ein Blatt, auf dem ein in der Mitte zentrierter Text wie eine Urkunde von zarten Ornamenten umrahmt war. Aber es war keine Urkunde. Ich entzifferte:

Heute Donnerstag den 22ten December 1808  
wird  
im neuen Theater an der Wien  
Herr Ludwig van Beethoven  
die Ehre haben  
eine große musikalische Akademie  
zu seinen Gunsten zu geben.

Die darin vorkommenden Stücke sind folgende:

- 1) Eine große Sinfonie mit vollständigem Orchester,  
komponiert von Herrn Ludwig van Beethoven und  
hier erstmals zu hören,
- 2) Ein großes Konzert mit Klavier...“

Ich konnte nicht mehr weiter. Ich war ergriffen. Das Programmblatt der legendären Uraufführung von Beethovens 5. und 6. Sinfonie, sowie seiner Chorfantasie und der großen H-Dur-Klavierfantasie!

„Original?“ flüsterte ich? „Original!“ bestätigte Che. „Und nun höre:

Wien, d. 22. Decemb. 1808

Liebe Eltern, lieber Sigmund,

das Akademiekonzert ist vorüber, Gott sei gepriesen, es war viel des Guten und Starken und fast schon zu viel. Der ungeheizte Theaterraum war das eine, das hält man aus. Aber die Menge, Tiefe, das Gewicht der Musik! Leider mangelhaft dargebracht. Wir haben wacker gekämpft, blieben aber oft unterlegen. Und Beethoven selbst war gar zu ungeduldig mit uns. Dabei spielt er selbst wie ein wilder Mann. Das Orchester konnte er kaum zusammenhalten. Man munkelt, dass er sein Gehör verloren habe, und weiß Gott, so hat er es auch gemacht: taub für alles um ihn herum. Aber am Ende doch: Welch große Musik! Ich muss Euch im Einzelnen berichten...“

Ich weiß nicht mehr, wieviel ich in meiner großen, bezechten Müdigkeit von dem Text noch mitbekommen habe: Dazu der Staub, die überwältigende Nähe der Legende, Ches gleichmäßige Stimme... schlief ich oder wachte ich?

Che sagte plötzlich so etwas wie: „Magst Du mit ins Konzert kommen oder leidest Du noch an den Nachwehen der langen Nacht?“

„Mitkommen? Wohin denn?“ murmelte ich in Trance.

Che drohte schelmisch mit dem Zeigefinger: „Siehst du, so ist das mit der magischen Truhe und ihren Zeitgeheimnissen. Hummel hat uns zu Beethovens Akademiekonzert eingeladen. Magst du mitkommen? Freilich könnte ich verstehen, wenn es dir zu viel ist, es soll viele Stunden dauern.“

Der ganze Raum drehte sich um mich, ich hob den Kopf, riss die Augen auf und sah mit Verblüffung, dass Che sich offenbar verkleidet hatte. Er trug ein Karnevalskostüm, eine Rokokojacke über fein gebundenen Kniebundhosen und darüber hinaus eine lächerliche weiße Perücke mit Schläfenlocken. „Das passt ja zum Schloss“, dachte ich. Ein Blick an mir selbst herab zeigte mir, dass ich ebenso gekleidet war. Ich griff erschrocken an meinen Kopf. Nein, zum Glück keine Perücke und kein Zopf. Aber unser Raum war ein anderer.

Er war taghell erleuchtet, reinlich geputzt und von behaglich wohnlicher Unordnung. Neben der Tür ein Notenpult mit aufgeschlagenen Noten und einer schwarzen Querflöte darauf. An der Außenwand bullerte ein kleiner Kachelofen gemütlich vor sich hin. Ich war völlig benommen.

Es klopfte. Che wandte sich zur Tür und rief: „Herein, *mon ami* Jean Nepomuk!“

Die Tür flog auf und ein junger Mann in dickem Winterpelz, um die dreißig, etwa so alt wie Che und ich, trat ein. Er lief auf

Che zu, umarmte ihn und rief: „Ah, Baron Chez, mein Bester, ich sehe du bist fertig. Gehen wir!“

Che, oder französisch Chez, wie man ihn hier offenbar nannte, wandte sich um, zeigte auf mich und stellte mich vor: „Mein Heidelberger Studienfreund“.

Jean trat auf mich zu, reichte mir die Hand, verbeugte sich und sagte: „Sehr erfreut, *Monsieur*. Ich bin Johann Nepomuk Hummel, Konzertmeister des hiesigen Esterhazy-Orchesters und ein alter Freund von Baron Chez. Sind Sie das erste Mal in Wien?“

Wir waren also in Wien! Und das sollte der berühmte Komponist Hummel sein? Er sah eher aus wie mein ehemaliger Geschichtsprofessor. Verwirrt senkte ich den Blick „Kommen Sie“, munterte Hummel mich auf, „Heute ist der große Tag. Beethoven ist schon dort, und sehr ungeduldig.“

Er wandte sich an Chez: „Wir brauchen deine Flöte,“ und setzte hinzu: „Es sind neue Noten da! Nun?“

Chez zog mich am Ärmel. Ich kämpfte mich aus dem Sofa hoch, ging zur Waschschüssel unter dem Fenster, als täte ich es jeden Tag, spritzte mir einige Tropfen Wasser ins Gesicht und sprühte mir mit dem Flacon neben der Schüssel Kopf und Kragen ein. Chez ergriff zwei Lodenmäntel, die an einem gewaltigen Kleiderhaken neben der Tür hingen, warf mir einen zu und zog sich seinen an. Darüber ein Kragen aus Otterpelz. Dann ging er zum Notenpult, nahm die Flöte und die Noten herunter und wandte sich an Hummel: „Neue Noten? Ist das nicht zu spät?“

## Zum Theater

Chez öffnete die Tür, ein kalter Windstoß wirbelte Schnee herein, die beiden Freunde verließen das Kabinett. Ich wickelte mich in meinen Loden und folgte Chez und dem bedeutenden Musiker hinaus auf die Gasse, auf der uns ein scharfer Winterwind begrüßte.

Chez stapfte vor mir her, drehte sich um und rief:

„Weißt du, mein Freund, die besten Musiker waren zu den Weihnachtstagen bereits anderweitig verpflichtet. Beethoven hat wie immer schlecht geplant. Ihm ist nichts anderes übriggeblieben, als Musiker der zweiten Garnitur zu akquirieren. Unser großer Hummel hier war nicht dienstfrei, hat aber für diesen großen Anlass für Vertretung gesorgt und kann Beethoven bei der musikalischen Organisation helfen. Und er war so genial, seinem Freund Chez den Platz an der zweiten Flöte zu vermitteln! Was sagst du dazu?“

Ich schwieg immer noch benommen. Er fuhr fort: „Ich freue mich ja darauf, aber ehrlich gesagt, noch mehr fürchte ich mich davor. Zu allem Überfluss kamen die Noten – und in welcher gewaltigen Menge! – erst vor wenigen Tagen vom Kopisten – denn auch hier war Beethoven zu spät dran gewesen. Ich hatte kaum Zeit zu üben. Die erste und einzige Anspielprobe gestern war eine Katastrophe. Zu allem Überfluss fehlten die Noten von der neuen Chorfantasie noch völlig. Also heißt es heute: fleißig von Blatt spielen! Nicht meine Stärke.“

„Jean,“ rief Chez gegen den Wind und zog sich den Pelz am Hals höher, „das Konzert beginnt ja erst auf halb drei. Finden wir vorher noch Zeit die Familie Mozart zu begrüßen?“

„Sicher,“ rief Hummel zurück, „die Proben dauern nicht ewig.“

„Du musst mich unbedingt Franz Xaver vorstellen, ich habe seine Geburtstagskantate auf Joseph Haydn gehört. Hübsch, ganz hübsch. Ich muss dem Sohn des großen Amadé unbedingt die Hand drücken.“

„Oh, wenn es um große Leute geht, da ist genügend Prominenz, dass ihr mit dem Händedrücken kaum fertig werden würdet.“

„Ich hab' schon gehört,“ warf Chez ein, „Signor Salieri, Monsieur Albrechtberger, Herr Moscheles, Czerny, Diabelli und so weiter und so weiter. Kommt eigentlich auch Haydn?“

„Der wollte schon, wird aber vielleicht nicht können. Er ist krank oder fühlt sich jedenfalls so. Freunde versuchen ihn zu bringen, aber es ist nicht sicher, ob es gelingt.“

In der Wienzeile an der Wien hatten wir zum Glück den Wind im Rücken und erreichten endlich das neue Theater.

### Im Theater an der Wien

Während wir eintraten, wandte sich Chez an Hummel und sagte: „Lieber Konzertmeister, erzähle uns Unwissenden bitte, was ihr Wiener an diesem Hause so besonders findet. Vor allem ist es grausam kalt.“



Hummel öffnete seinen Pelz ein wenig, trat einige Schritte in die Vorhalle und antwortete: „Es ist neu, es ist groß, es ist repräsentativ. In seinen wenigen Jahren hat es schon große Aufführungen erlebt, sogar mein kleines Es-Dur-Konzert hat der Weidinger hier gespielt und mit meinem Esterhazy-Orchester bin ich zweimal aufgetreten. Es hat eine großartige Akustik. Vor allem aber: seine Aura, spürt ihr sie nicht?“

Vor dem großen Akademiesaal nahmen livrierte Diener ein *Billet* aus Hummels Hand entgegen, der damit auf mich wies. Chez und Hummel waren den Herren bekannt und hatten freien Zugang. Wir wurden höflich begrüßt und hineingebeten. Wir traten ein, und Hummel fuhr lebhaft fort:

„Erst im Jänner dieses Jahres hat Gluck hier zu Ehren der Vermählung von Kaiser Franz die *Armide* gegeben. Der große Beethoven hat hier auch schon mehrmals gespielt. Die *Eroica*, sein Violinkonzert. Übrigens hatte er vor drei oder vier Jahren dort im hinteren Trakt des Theaters gewohnt und seinen *Fidelio* komponiert. Und jetzt das große Akademiekonzert! Zwei Jahre nichts von Beethoven, und nun dieses Programm!“

Chez wurde mulmig zu Mute. Die Zettel waren gedruckt, nun musste also gespielt werden. Chez nahm einen der am Saaleingang ausliegenden Programmzettel und reichte ihn mir. Ich las, was ich eigentlich schon wusste:

„Große Sinfonie in F-Dur, ‚Ah! Perfido‘ Arie für Sopran und Orchester, Klavierkonzert in G-Dur. Dann eine Pause. Danach: Große Sinfonie in c-Moll, Fantasie für Klavier, Chor und Orchester in c-Moll...“

Ich meinte mich zu erinnern, dass es noch mehr Stücke gebe, Teile aus seiner kleinen C-Dur-Messe. Hummel bestätigte das: „Es wird daraus noch das Sanctus und das Gloria gegeben. Ich habe die Messe übrigens letztes Jahr in Esterhazy erstaufgeführt. Sie sind hier nicht offiziell angekündigt, weil die Wiener empfindlich sind mit Kirchenmusik in weltlichen Häusern. Aber die Stücke kommen ganz bestimmt.“

Chez seufzte: „Das alles in einem Konzert? Ich wollte es nicht anders. Jetzt muss ich durch. Heute Abend wird es mir besser gehen...“

Es war noch gut Zeit bis halb drei. Der große Zuschauersaal war leer, auf dem Orchesterpodium aber war schon großes Treiben. Ein kleiner Mann mit wirr abstehendem Lockenkopf,

offenbar Beethoven selbst, lief von Notenpult zu Notenpult, verteilte Noten und rief laute Kommandos. „Wo bleibt ihr denn, wo bleibt ihr denn? Hier die neuen Noten der Chorfantasia. Ich will anfangen, endlich anfangen, auf die Plätze mit euch!“

Auch die Chorleute waren noch längst nicht arrangiert. Hummel und ich blieben im Saal zurück. Chez betrat das Orchesterpodium und fand seinen Platz für die zweite Flöte. Beethoven ging zu seinem Klavier zurück, klopfte mit einem Stock heftig auf die Notenablage des Klaviers und rief: „Aufgemerkt, wir probieren die Chorfantasia! Vorspiel, achtet auf das Vorspiel! Ich zeige euch, wenn ihr einsetzen müsst.“ Und er haute in die Tasten.

## Das Konzert

Halb drei war noch nicht ganz erreicht, die Probe war längst vorbei, da wimmelte der Saal von Damen und Herren in langen Mänteln und Pelzen. Viele klatschten sich in die Hände und hauchten sie an, um sie zu wärmen. Es war ein großes Stimmengewirr, denn die meisten kannten sich. Es war ein Stelldichein aller großen Musiker Wiens. Selbst Erzherzog Rudolph war da. Seine kaiserliche und königliche Hoheit machte zurzeit eine militärische Karriere und war dennoch hier, denn er liebte die Musik und förderte sie und spielte – auch Dank des guten Unterrichts bei Beethoven – begnadet gut Klavier. Man wusste, wie eng er mit Beethoven befreundet war.

Hummel nahm mich unter seine Fittiche und steuerte auf seine alte Gastfamilie Mozart zu. Constanze Nissen verw. Mozart und ihr Sohn Franz Xaver, sein Kinderfreund, begrüßten ihn artig und hießen mich als Gast in ihrem Kreis sogleich willkommen. Der junge, etwas pedantische Czerny, trat hinzu und begrüßte die Familie und den Kapellmeister Hummer förmlich, nahm aber von mir weiter keine Notiz.



Da plötzlich ging eine Bewegung durch den Saal. Ein lautes Klopfen des Taktstockes und sogleich erklangen die ersten Töne, leise Streichertöne, die zu einer kleinen Melodie aufblühten, ein sehnsuchtsvolles, verhaltenes Rufen, das mit einer leichten Verzögerung wie eine Frage endete, dann eine Pause. Es wurde still im Saal. Die große Sinfonie in F-Dur, Beethovens sechste, hatte angefangen. Alle Gesichter waren gebannt auf das Orchester gerichtet. Beethoven wedelte wild mit den Armen und die sehnsuchtsvolle Frage setzt erneut an, bei den tiefen Streichern, wie ein Echo, aber sie wird anders gestellt, intensiver, länger ausgeführt, sehnsuchtsvoller, sie findet einen Rhythmus, tänzerisch. Die Frage ist noch nicht zu Ende gestellt, da greifen die hellen Flöten ein und nehmen die sehnsuchtsvolle Melodie noch einmal ganz von vorne auf und schon kommt das ganze Orchester zusammen. Alle sind sie da und finden zu einem Hirtentanz, man möchte aufspringen und mittanzen. Hirtenmusik mit sanften Streichern und jubelnden Flöten – wir werden verzaubert: Frühlinghafte Wald- und Wiesenluft umströmt uns, blökende Schafe tauchen auf, und dort hinten, hinter den Pauken und Kontrabässen, tanzt eine Gruppe von Hirten, es wird schöner und schöner, grüner und grüner, wir liegen auf der Wiese und blinzeln in den blauen Himmel, der von weißen Wolkenbüschchen übersät ist. Verzaubert. Dass es so etwas Schönes überhaupt gibt! Und dass wir es erleben dürfen!

Die Idylle wird aufgestört. Die Bläser setzen nicht zusammen ein, es gibt schiefen Hörnerklang, das Orchester fällt auseinander, Beethoven schlägt wie wild den Takt auf das Notenpult – tak tak tak – und wedelt mit den Armen. Da kommen sie wieder notdürftig zusammen... und fallen wieder auseinander. Beethoven schreit und bringt das ganze Orchester zur Ruhe. „Noch einmal von vorne!“ ruft er laut, und wir schauen uns an, einige lachen, andere blicken auf den Boden, andere fassen sich an den Händen. Es wird nicht viel besser. Das Himmelreich an Schönheit tut sich auf bei dieser

Musik und bricht immer wieder zusammen. Beethoven kämpft, schreit, das Orchester kämpft und schwitzt. Wir sehen wie gebannt dem Kampf zu und ahnen uns die musikalische Naturidylle in ihrer ganzen Schönheit zusammen.

Und wir werden belohnt. Die Musik strömt in unvollkommener, holpriger Darbietung, aber in gewaltiger Erzähkraft durch uns hindurch. Es kommt Sturm auf, mit Blitz und Donner, er zieht vorüber und ein anmutiger, gleichmäßig dahinfließender Hirtengesang findet zur idyllischen Stimmung zurück und läuft in immer neuen, immer schöneren Wendungen dahin und versiegt endlich in einen seufzenden Schlussakkord.

So kalt es im Raum war, wir spürten es kaum. Nach einer atemlosen Stille brach ein ungeheurer Sturm der Begeisterung hervor. „Noch einmal, noch einmal!“ rief es, aber Beethoven hatte noch viel vor.

Ich verfiel wieder in Trance. Mir fehlen die Worte, alles zu beschreiben. Das Klavierkonzert mit seinen schmelzend schönen Melodien und heftigen Ausbrüchen wirbelte durch mich hindurch. Die Gesangsstücke verträumte ich, zumal mir Messemusik nicht besonders liegt – die große Missa Solemnis, die erst viele Jahre später entstehen würde, macht mir da eine große Ausnahme, da ich sie eher als Choralsinfonie nehme. So wie Beethovens Neunte, die ja auch noch fast zwanzig Jahre Zeit für ihre Entstehung hatte. Und dieser kommt die Chorfantasie, die den Abend beenden sollte, am nächsten. Aber vorher die Pause!

## In der Pause

Die letzten Akkorde des Klavierkonzertes gingen in Begeisterungsrufen des Publikums unter. Ich war erschüttert und zu Tränen gerührt. Es ist wahr, was uns Czerny vor dem Konzert gesagt hatte:

„Sie werden sehen,“ hatte er Mozarts Witwe gesagt, „Er versteht es, einen solchen Eindruck auf die Hörer hervorzubringen, dass häufig kein Auge trocken bleibt,

während manche in lautes Weinen ausbrechen. Denn es ist etwas Wunderbares in seinem Ausdrucke.“

Von der musikalischen Qualität her war es furchtbar. Jedes Provinzorchester der Welt macht es heute besser. Aber den originalen Beethoven zu hören, mehr noch zu sehen, und das Wissen, dass die Musik hier zum allerersten Mal in der Welt erklang! Und ich bin dabei!

Das Publikum war gutwillig. Es klatschte und johlte. Man wippte auf und ab und schlug sich die Arme um den Leib, um sich einigermaßen warm zu halten. Chez kam aus dem Orchesterraum und sah zerzaust aus.

„Boah, ich habe es einigermaßen überstanden. War nicht so gut, was?“ rief er in unsere kleine Runde. Frau Mozart-Nissen drückte ihm die Hand und beglückwünschte ihn: „Lieber Baron, Sie haben dem armen Beethoven, und damit auch unserem Freund Jean Hummel sehr geholfen. Konzert ist Konzert. Man freut sich über alles, was gelingt, und redet nicht darüber, was schief gegangen ist. Das hat mein verstorbener Mann immer gesagt, Gott habe ihn selig.“

Eine solche beiläufige Erwähnung des großen Mozart, als habe er nur eben den Raum verlassen, überwältigte mich. Ich drückte Franz Xaver die Hand und stotterte: „Ihr Vater, Ihr Vater.“ Er lächelte mühsam: „Ich weiß, ich weiß.“

Constanze ließ sich in ihrem Redefluss nicht bremsen: „Baron Chez, so schlecht waren Sie am Ende nicht. Wirklich schlecht war nur die kleine Killitschgy, meine Güte, sie hat die Arie praktisch geschmissen. Das hätte ich gewiss besser gemacht. Aber freilich, warum musste der grausame Beethoven auch die Milde Anna vergraulen. Jetzt hat er halt diesen jungen Hüpfen nehmen müssen, die Josephine, übrigens eine Schwägerin von Schuppanzigh. Da hinten steht er, er sieht aus, als schäme er sich. Braucht er nicht, denn ohne sie wäre es gar nicht gegangen.“

Chez nahm Hummel und mich beiseite und fragte: „Jean Nepomuk, was meinst du zum Klavierspiel Beethovens? Die Musik ist ja überwältigend, aber sein Spiel?“

Hummels großzügige Haltung zeigte sich auch hier. Nicht im schamhaften Unterdrücken fälliger Kritik, sondern in seiner Fähigkeit, Schönes zu erkennen und zu genießen, vor allem aber, uns daran teilhaben zu lassen:

„Es mag etwas wild zugegangen sein. Beethoven springt auf der Bühne herum, vom Klavierhocker zum Dirigentenpult und wieder zurück. Und ja, zwischendurch brüllt er das Orchester an, aber siehe da, ihr gebt euer Bestes, und das ist nicht so schlecht. Wir konnten die Musik doch gut verstehen. Hast du nicht bemerkt, wie wir mitgefiebert haben? Immerhin ist es ein neues Fortepiano-Concert von ungeheurer Schwierigkeit, welches Beethoven zum Erstaunen brav, in den allerschnellsten Tempi ausführte. Das Adagio sang er wahrhaft auf seinem Instrument mit tiefem melancholischem Gefühl, das uns alle, und so auch mich dabei durchströmte.“

Chez freute sich über den Zuspruch des Spitzenpianisten Hummel, der ja auch sein eigenes Spiel mit lobte.

„Unsere Freude an dieser Musik ist umso größer,“ sagte Chez „als wir in Franken und Preußen zwar gute Musiker haben, aber keinen Komponisten, der Beethoven auch nur annähernd das Wasser reichen könnte.“

Ein Herr in einer Gesprächsgruppe neben uns mag Chez' Äußerung gehört haben und drehte sich zu Chez um: „Sie kommen aus Preußen?“ Chez nickte vage.

„Sagen Sie,“ fuhr der Herr fort, „was muss unser Kaiser Franz tun, um Ihren König Friedrich Wilhelm aus dem Bündnis mit Napoleon zu lösen und auf unsere Seite gegen diesen Teufel zu ziehen?“

Nun ist der feinsinnige Chez alles andere als ein politischer Kopf. Aber zu Freiheit und Verfassung hatte er zusammen mit

seinem Bruder, dem Schlossherrn von Rentweinsdorf, eine ganz andere Meinung als die meisten adeligen Häuser Europas. Chez strahlte den Herrn an, umfasste seine beiden Hände – es fehlte noch, dass er sie streichelte – und sagte: „Ich komme aus Franken, nicht aus Preußen. Aber in diesem Punkt bin ich mit den Preußen einer Meinung, vielleicht mehr noch als ihr König, der mehr aus Not als aus Neigung Napoleon zur Seite steht.“

Der Herr entzog Chez seine Hände und fragte erstaunt: „So billigen Sie Napoleons Zerstörung der christlichen Weltordnung? Sie billigen den blutigen Mob von Paris?“

Chez schüttelte den Kopf: „Nicht das Blut der Guillotine. Damit hat gerade Napoleon ein Ende gemacht. Er hat Ordnung in das wilde Chaos um die Freiheitssehnsucht der Bürger gebracht. Die Freiheitssehnsucht aber verstehe ich, ja, ich teile sie. Unsere christliche Weltordnung, wie Sie sagen, Monsieur, ist erstarrt und selbstgefällig geworden. Es gibt so viele gute Monarchen in Europa, ich will Ihren Kaiser gerne dazuzählen. Die guten Herrscher sollten eine Revolution des Guten von oben in Gang setzen: eine Verfassung, die den Bürgern Raum zur Entfaltung bietet, zu unser aller Nutzen!“

Was für eine Brandrede meines unpolitischen Freundes! Er setzte noch eins drauf: „Eine Revolution wie die Musik Beethovens. Eine Musik für alle, mitreißend, verständlich, ein Aufruf an Herz, Seele *und* Verstand. Verstehen Sie, was ich meine?“

Der Herr verneigte sich vor Chez und sagte mit Bedauern in der Stimme: „Ich bewundere Ihr Vertrauen in die Bürger, was die in ihrer Unbildung mit der Freiheit anfangen würden. Ich setze lieber auf die strenge Führung der gottgewollten Obrigkeit.“

„Nun nun,“ lenkte Hummel ein, „wir reden hier über Musik, nicht über die Politik von Freund und Feind. Wir genießen den Zauber der Muse, die vereint, was die Mode streng geteilt.“

Schiller und Beethoven sind Bürger, und sie zeigen uns doch, wo unsere sittliche Aufgabe liegt.“

Der Herr verbeugte sich erneut und wandte sich wieder seiner Gruppe zu. Hummel aber flüsterte hinter vorgehaltener Hand zu Chez: „Sei vorsichtig mit Deinen Meinungen in unserem christlichen Österreich.“

Da ertönte wieder das Tak-tak-tak des Dirigierstabs vom Orchesterraum. Chez eilte zurück zu seinem Platz an der zweiten Flöte.

### Der zweite Teil des Akademiekonzerts

Das allgemeine Stimmengewirr ebte ab, man sah zur Bühne. Beethoven hatte die Hände erhoben und als er sie nach unten warf, brach ein Sturm an Musik über uns herein, der uns den Atem nahm. Da-da-da-dämm! Pause. Da-da-da-dämm! Pause, und noch einmal die gewaltigen Schläge des Orchesters, die Beethovens fünfte Sinfonie einleiten. Das Publikum hatte so etwas noch nie gehört. Auch mich überwältigte es wie etwas vollkommen Neues.

Wir hatten am Anfang des Konzerts die Idylle der Natur in der großen Sinfonie und die schmelzende Schönheit und brillanten Ausflüge des Klaviers im abschließenden Klavierkonzert vor der Pause gehört. Jetzt spülte uns hymnische Triumphmusik in einen reißenden Fluss fort. Es war wie die Überhöhung von Chez' Aufruf an die Freiheit von Herz, Seele und Verstand. Und dazwischen immer wieder die Schönheit himmlischer Melodien. Ein zweiter Satz zum Mitsingen! Ein dritter Satz zum Mittanzen. Ein vierter Satz zur jubelnden Siegesfeier. Und wie vor der Pause kämpfte das wackere Orchester, versagte so oft, wie es obsiegte, aber wir nahmen nur die Wucht der Idee war und ergänzten im Herzen, was die Instrumente ausließen.

Es gab ein weiteres Klavierkonzert: ein seltsam zerrissenes Stück aus brillanten, wilden Fantasieeinsätzen des Soloklaviers, sinfonischen Orchesterstücken und zum Schluss

einem großen *Tutti* mit Orchester, Klavier und Chor. Ich glaube, Beethoven improvisierte seine Einsätze, denn die Noten waren, wie wir wussten, zur Aufführung noch gar nicht fertig gewesen. Eine wahre Chorfantasie mit Klavier und Orchester. Der Schlusschor singt ein Lied an die Freude, und ich konnte die Europahymne der 9. Sinfonie, die erst in zwanzig Jahren entstehen würde, klar heraushören. Ich lächelte voller Verständnis, aber das Publikum um mich herum war unzufrieden. Es war gar zu wild, und gar zu viel passte nicht zusammen. Beethoven sprang herum und brüllte mehr als zuvor.

Der Schlussbeifall war eher verhalten, und doch freundlich. Die meisten sehnten sich nach einem Ende des zu langen Tages. Da rief es von einigen Seiten: „Noch einmal, mehr, mehr“ und „Spiel Er noch etwas auf dem Klavier!“

Beethoven kehrte zu seinem Pianoforte zurück und riss einen wild rasenden Tonleiterlauf herunter, der harmonisch in der Luft hängen blieb. Schlagartig trat Ruhe ein. Wieder ein Tonleitersturz. Wir stellten uns auf die Zehenspitzen. Beethoven setzte zu einer seiner legendären Improvisationen an.

### Zugabe der Klavierfantasie H-Dur

Beethoven setzt unmittelbar daran ein zartes Klagemotiv an, das er mehrfach ausspielt, umspielt, erweitert. Dann wieder ein schroffer Tonleiterlauf. Überhaupt kehren diese Tonleiterläufe im ganzen Stück immer wieder. Sie trennen und verbinden die verschiedenen Teile der Fantasie gleichermaßen. Und jedes Mal ist es derselbe Effekt: Achtung, jetzt ist was zu Ende und es kommt etwas Neues. Es kommen drei, vier, fünf ganz verschiedene Teile, wie Sätze, in denen Beethoven alles zeigt, was er auf dem Klavier kann: gewaltige und brillant ausgeführte *Appassionata*-Passagen, Ländler-Tanz, etüdenhafte Toccata, und dann, am Ende, aber noch einmal so lang wie alles, was vorher kam, neun Variationen über ein zartes Liedmotiv. Die letzte Variation endet mit einer kräftigen Fermate, an welche das Schlussstück anschließt:

Eine *Adagio*-Reprise des Variationsthemas endet mit *pianissimo* angetupften Kadenzakkorden, nach denen ein *fortissimo*-Lauf in sauberem H-Dur losbricht, gegenläufig in Ober- und Unterstimme, der befriedigend im Grundton landet.

Beethoven reißt die Hände von der Klaviertastatur nach oben. Er bleibt erschöpft auf seinem Klavierstuhl sitzen. Ungeheurer Jubel bricht aus. „Das ist ja das allerbeste Stück des Abends!“ jubelt der junge Mozart. „Mir steht das Herz still,“ seufzt seine Mutter. „Das muss er aufschreiben!“ ruft Hummel. Und ich als einziger im Raum weiß, dass es dem Grafen Franz Brunsvik gelingen wird, seinen Freund Beethoven dazu zu bringen, das Stück aufzuschreiben. Mit der gewaltigen Klavierfantasie in H-Dur teilt Beethoven der Nachwelt mit, wie er zu improvisieren pflegte.

### Zurück in der Stube

Wir waren völlig erschöpft von dem großen Musiktag. Und durchgefroren. Hummel hatte sich noch im Theater verabschiedet, wir strebten heim in Chez' gute Stube, die rasch beheizt war. Ich warf mich auf das Sofa und schließ sofort ein. Chez aber setzte sich an sein Schreibpult, legte sich die Schreibutensilien zurecht, tunkte die Feder in das Tintenfass und schrieb: „Wien, d. 22. Decemb. 1808 – Liebe Eltern, lieber Sigmund, ...“

Che berührte meine Schulter. „He, Freund, wach auf, hier schläft es sich nicht gut.“ Ich hörte seine Stimme wie von fern. Ich blinzelte durch meine schlafverklebten Augen und fragte: „Wo, wo bin ich?“

„Also tatsächlich eingeschlafen! Hast du von dem Brief überhaupt irgendetwas mitbekommen?“

„Oh ja!“ rief ich, plötzlich munter werdend. „Oh ja, alles und mehr als du glaubst. Es war, als wäre ich mit dir in Wien und dabei gewesen!“



„Ja, ja“, entgegnete er, „die magische Truhe. Sie kann einen verzaubern.“ Er schloss ihren Deckel zu.

Ich erhob mich vom Sofa, hakte Che ein und schritt mit ihm zur Tür des geheimen Kabinetts. Wir löschten Licht und Heizspirale, schlenderten durch die mondlichthellen herrschaftlichen Säle des Obergeschosses und erreichten über die Treppe wieder die wohlbeheizte Zwischenebene. Vor dem Speiseraum verabschiedeten wir uns. „Und morgen,“ sagte ich, „morgen möchte ich den Brief und das Programmblatt einmal selbst in aller Ruhe studieren. Was für ein Fund!“

Che lächelte. „Gute Nacht, mein Lieber, und träume wohl!“

In meiner Schlafkammer angekommen fiel ich sogleich ins Bett und schlief ein. Traumlos.

## Bilder – und Quellennachweis:

Umschlagbild, KI-gesteuert von „Stable Diffusion“ mit dem Stichwort „Eine magische Truhe aus dunklem, polierten Holz, fotografisch“.

Foto Schloss Rentweinsdorf. Wikimedia. Own work of Tilman2007. Creative-Commons-Lizenz „Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 nicht portiert“.

Alt, Jakob (1789 – 1872), Das Theater an der Wien, 1815. Wikimedia. „Dieses Werk ist gemeinfrei, weil seine urheberrechtliche Schutzfrist abgelaufen ist.“

Die Gespräche in dieser Erzählung habe ich frei erfunden. Je ein Zitat von Carl Czerny und Johann Friedrich Reichardt habe ich aus historischen Beschreibungen des Akademiekonzerts übernommen und Czerny bzw. Hummel in den Mund gelegt. (<https://www.br-klassik.de/>)

Alle Figuren von 1808 sind historisch. Das gilt auch für Christian Ernst und Sigmund von Rotenhan. Ihre Befürwortung einer "Revolution von oben herab" zugunsten einer "mustergültigen Verfassung" wird von der Familie überliefert (<https://www.rentweinsdorf-entdecken.de/sigmund-von-rotenhan>). Alles andere, ihre Charaktere und ihre Sprache, habe ich frei erfunden. Ich weiß noch nicht einmal, ob Christian Ernst Musik betrieb oder überhaupt liebte. Auch die Beziehung zu Hummel, der Besuch in Wien und ihre Zeitreise in die Gegenwart sind frei erfunden. Die heute lebenden Mitglieder der Familie Rotenhan heißen anders und sind andere Personen als in dieser Erzählung.



## **Die magische Truhe von Rentweinsdorf**

kann einen verzaubern. Ein über zweihundert Jahre alter Brief versetzt uns in eine Traumreise in das Jahr 1808. Wir besuchen das legendäre Akademiekonzert von Ludwig van Beethoven 1808 im Theater an der Wien. Wir begegnen der Familie Mozart, dem Kapellmeister Johann Nepomuk Hummel und weiteren illustren Persönlichkeiten dieser Zeit. Wir erleben Beethoven als Dompteur eines überforderten Orchesters und als brillanten Klavierspieler und Improvisateur. Und alles das beginnt und endet in dem märchenhaften Barockschloss von Rentweinsdorf.